



CHINA FEIERT

Beim ersten Lauf mit der olympischen Fackel auf chinesischem Boden, am 2. Mai in Hongkong, jubelten Zehntausende Chinesen; nur vereinzelt kam es zu Protesten, die in der ehemaligen britischen Kronkolonie wegen deren Sonderstellung erlaubt waren. Das Feuer wurde acht Stunden lang durch die Straßen der Wirtschaftsmetropole getragen.



OLYMPIA

Das moralische Versprechen

Die Frage der Menschenrechte in China durfte im Internationalen Olympischen Komitee schon 2001 bei der Vergabe der Spiele an Peking keine Rolle spielen. Die vage Aussicht, dass sich das Land ändern würde, erfüllte sich nicht. *Von Jens Weinreich*



S. 84/85: REUTERS, KYODO NEWS / ACTION PRESS (L.); AP / KEystone (R.)



SYMBOLIK

IOC-Präsident Jacques Rogge und seine Frau halten die olympische Flagge an der Chinesischen Mauer hoch (2004). Gegen Peking als Austragungsort protestierte die Gesellschaft Schweizerisch-Tibetische Freundschaft mit einem Plakat, das fünf Einschusslöcher in Form der olympischen Ringe zeigt.

JENS WEINREICH

Der langjährige Sportchef der „Berliner Zeitung“ arbeitet als freier Journalist sowie Buch- und Filmautor in Berlin. Weinreich, 43, ist Experte für internationale Sportpolitik. Für seine Recherchen zur Leipziger Olympiabewerbung erhielt er 2005 den Wächterpreis der Tagespresse.

Als die Arbeit getan war und China am 13. Juli 2001 die Olympischen Spiele bekommen hatte, sagte Jacques Rogge: „Das war eine der letzten Grenzen, die das IOC überschreiten konnte.“ Es sei „eine Art Konsens der IOC-Mitglieder, Olympia für ein Fünftel der Menschheit zu öffnen“.

Nun kann man dabei zusehen, wie Rogge, 66, der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), unter den Belastungen dieser Grenzüberschreitung leidet.

Der belgische Count scheint in den sieben Jahren seiner Amtszeit um 20 Jahre gealtert. Er hat viel Kraft verloren, eine Herzoperation überstanden, und er hat seine Bereitschaft, im Herbst 2009 in Kopenhagen für weitere vier Jahre als IOC-Präsident zu verlängern, vom Verlauf dieses Jahres abhängig gemacht. Ob Rogge noch einmal antritt, ist offen.

Eigentlich ist Rogge ein Mann klarer Worte. Einem seiner Trainer hat er einst gesagt, für wie dumm er ihn hält – deshalb wurde Rogge, obwohl als Segler für die Olympischen Spiele 1972 qualifiziert, gesperrt und sollte nicht nach München fahren. Raoul Mollet, damals Präsident des Nationalen Olympischen Komitees (NOK) von Belgien, half ihm aus der Patsche.

Als Rogge am 16. Juli 2001 in Moskau IOC-Präsident wurde, drei Tage nach der Wahl Pekings zur Olympiastadt 2008, formulierte er ein Programm, das in dieser Deutlichkeit von keinem seiner sieben Vorgänger vertreten worden war: „Ich stehe für die Glaubwürdigkeit des Sports. Gegen Doping, gegen Korruption, gegen Gewalt.“

Der Zauber dieses Bekenntnisses ist inzwischen verfliegen. Rogges diplomatische Statements ähneln

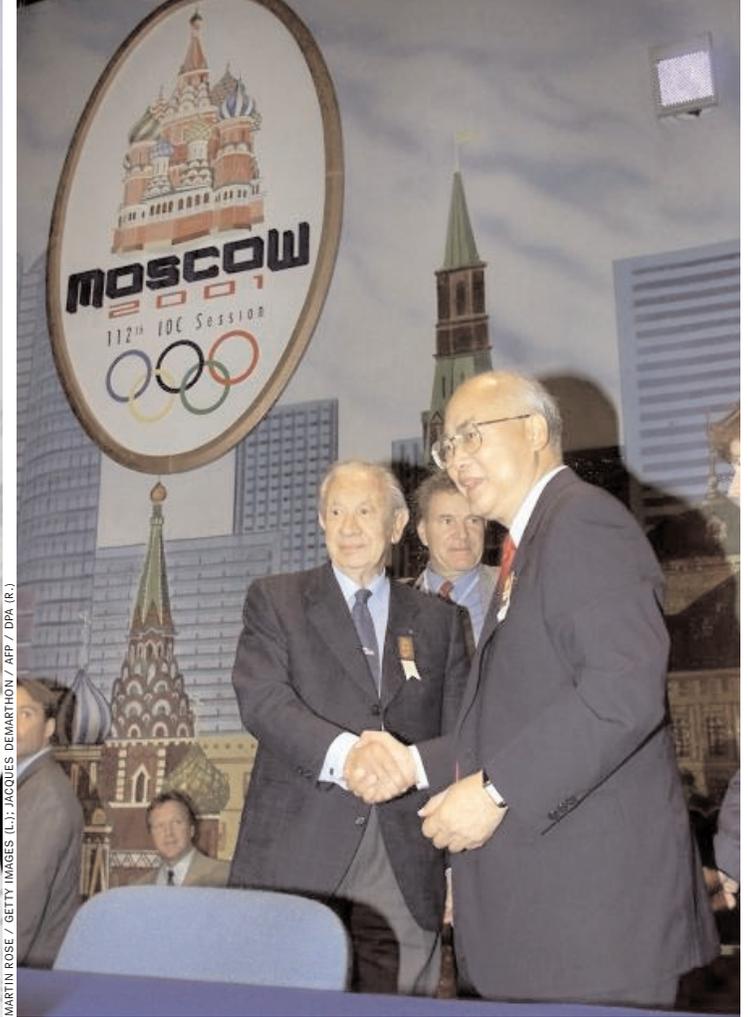
immer mehr den Floskeln seines Vorgängers Juan Antonio Samaranch. Seiner Entourage ist es deshalb wichtig, die Botschaft zu verbreiten, der IOC-Präsident werde keines seiner Versprechen aus den Augen verlieren.

Doch Rogge macht Fehler. So war er im März, als die Lage in Tibet eskalierte, zu lange ausgewichen. Im Kommunikationszeitalter ist es eine geradezu lächerliche Entschuldigung, er habe sich auf einer lange geplanten Besuchsreise bei NOK-Mitgliedern in der Karibik befunden. Rogges Rede bei der Entzündung des olympischen Feuers in Griechenland kam zu spät und enthielt keine klare Stellungnahme. Seine Auftritte Anfang April in Peking konnten die Wogen nicht glätten. Als Rogge dort auf einer Pressekonferenz die Chinesen daran erinnerte, sie möchten doch bitte ihre „moralischen Versprechen“ einhalten, die Sommerspiele 2008 würden zur Verbesserung der Menschenrechtslage beitragen, wurde er umgehend von einer nachgeordneten chinesischen Funktionärin abgekanzelt: Das IOC solle sich aus Chinas „politischen Angelegenheiten heraushalten“, sagte eine Sprecherin des Außenministeriums.

Roland Baar hat vor sieben Jahren in Moskau Jacques Rogge gewählt. „Er wird in der China-Frage klar Stellung beziehen“, sagte Baar damals. „Er wird genau prüfen, ob die vielen Versprechungen eingehalten werden.“

Versprechen? Welche Versprechen?

Baar, jetzt 43, Ingenieur aus Gifhorn und fünfmaliger Ruder-Weltmeister, hat sich am 13. Juli 2001 seinen Platz in den Annalen der Sportpolitik gesichert. Denn er war am Tag, als sich das IOC für Pe-



MARTIN ROSE / GETTY IMAGES (L.); JACQUES DEMARTHON / APF / DPA (R.)

king entschied, der Einzige, der die Menschenrechte thematisierte.

Baar ist nicht sonderlich stolz auf seinen Auftritt damals im Sitzungssaal des Moskauer World Trade Center. Er war aufgeregt. Er fand nicht die richtigen Worte. Er verlor den Faden. „Aber ich kann in den Spiegel schauen“, sagt er heute. Auf der 112. IOC-Session sprach er vom „ethischen Hintergrund“, den Olympische Spiele gewähren müssten. Er signalisierte den chinesischen Bewerbern, die gerade eine einstündige, schönfärberische Präsentation geboten hatten, es sei unpassend, die olympischen Beachvolleyball-Wettbewerbe auf dem Platz des Himmlischen Friedens auszurichten.

Wie reagierten die Chinesen? Sie lächelten. Und erklärten, gemeinsam mit dem IOC und dem Volleyball-Weltverband einen geeigneten Standort zu finden.

118 IOC-Mitglieder waren an jenem Freitagnachmittag zugegen. Dazu sämtliche Präsidenten der 35 olympischen Weltverbände. Aber nur ein Abgeordneter des Sports touchierte jenes Thema, das den Planeten bis heute elektrisiert: Roland Baar.

Er bat, unzufrieden mit seiner fahrig vorgebrachten Frage und der nichtssagenden Replik der Chinesen, noch einmal ums Mikrofon. Doch der Chef oben auf dem Podium, Präsident Samaranch, wollte nichts mehr hören. Der Boss betrachtete Baars Auftritt als Majestätsbeleidigung. Das IOC-Exekutivkomitee hatte fünf Monate zuvor in der senegalesischen Hauptstadt Dakar demonstrativ beschlossen, Menschenrechtsfragen im Zusammenhang mit der chinesischen Bewerbung nicht zu diskutieren.

„Samaranch hat über mich hinweggesehen“, erinnert sich Baar. „Dabei hat ihn seine Vizepräsidentin Anita DeFrantz darauf hingewiesen, dass ich noch etwas sagen möchte.“ Aber der Spanier winkte ab. Er hatte es eilig. Alles funktionierte bislang so wunderbar. Niemand sollte den vorgegebenen Ablauf stören. Nicht noch einmal.

„Samaranch“, sagt der langjährige IOC-Vizepräsident Richard Pound aus Kanada, „wollte in Moskau keine Diskussion, sondern nur eine Wahl.“ Die Wahl Pekings.

Mit seinem Vorhaben, die Olympischen Spiele im bevölkerungsreichsten Land der Erde auszutragen, war Samaranch acht Jahre zuvor, am 23. September 1993, in letzter Sekunde gescheitert. Damals ging es um die Sommerspiele 2000. Samaranch war mit Pekings Bürgermeister über den Tiananmen geradelt. Er hatte Chen Xitong, der 1989 mitverantwortlich für das Massaker auf jenem Platz war, mit einem olympischen Orden geschmückt. Er hatte immer wieder öffentlich insistiert, Politik sei nicht mit Sport zu mixen und folglich sei die Menschenrechtsfrage nicht zu verhandeln. Er hatte hinter den Kulissen alle Register gezogen. Doch er kassierte eine der wenigen Niederlagen seiner Amtszeit.

Samaranch war im Salle Omnisports zu Monte Carlo eine veritable Verblüffung anzumerken, als er auf der 101. IOC-Session das Ergebnis verkünden musste. Er kam leicht ins Stocken: „The winner is ... Sydney.“

Sydney gewann mit 45:43 IOC-Stimmen gegen Peking. Es ist nicht erwiesen, ob Samaranch, wie oft kolportiert, tatsächlich im letzten Moment umgeschwenkt ist, weil ihm der politische Druck zu groß

TABUTHEMA

Das deutsche IOC-Mitglied Roland Baar (hier als Fackelläufer vor den Olympischen Winterspielen in Salt Lake City 2002) war bei der IOC-Entscheidung für Peking der einzige Delegierte, der die Menschenrechte in China zur Sprache brachte. Der damalige IOC-Präsident Juan Antonio Samaranch (rechtes Foto, l.) gratuliert nach der Abstimmung 2001 dem chinesischen IOC-Mitglied He Zhenliang.

**Samaranch
insistierte immer
wieder öffentlich,
Politik sei
nicht mit Sport
zu mixen.**



OLYMPIAFIEBER

Nach der Bekanntgabe, dass Peking zum Austragungsort der Olympischen Spiele 2008 bestimmt worden war, brach in der Nacht zum 14. Juli 2001 landesweit – wie hier in Wuhan – begeisterter Jubel aus.

und die arrogante Ungeschicklichkeit, mit der die Chinesen ihre Bewerbung durchpeitschten – unter anderem hatten sie mit einem Boykott der Spiele 1996 in Atlanta gedroht –, zu unangenehm gewesen sein soll. Gegen diese These spricht fulminant, dass es Samaranch war, der seine „Bewegung“, wie er stets formulierte, finanziell unabhängig und auch einigermaßen autark von politischen Zwängen gemacht hat.

Zwweifelsfrei erwiesen ist indes, dass bemerkenswert viele IOC-Mitglieder öffentlich Bedenken gegen Peking geäußert haben, so viele wie sonst nie bei Olympiavergaben. Die Erinnerung an das Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens war zu frisch, das IOC in zwei Lager gespalten.

Unter den Olympiabewerbern – neben Sydney und Peking buhlten noch Manchester, Berlin und Istanbul um die Gunst des IOC – war es ein ungeschriebenes Gesetz, nicht über Menschenrechte zu reden. Eine paradoxe Situation. „In jedem anderen Geschäft der Welt hebst du ununterbrochen deine

Stärken und die Schwächen des Gegners hervor“, sagt Sydneys damaliger Bewerbungschef Rod McGeoch. „Aber Olympiabewerbungen sind ein völlig anderes Business, eine sehr diskrete Sache, bei der alle Arten tiefverwurzelter Konventionen beachtet werden müssen.“

In seinem Buch „The Bid – Australia’s Greatest Marketing Coup“, das nach der erfolgreichen Kampagne erschien, verglich McGeoch die Bewerbung Pekings mit den in der englischsprachigen Welt nur als „Nazi Olympics“ titulierten Sommerspielen 1936 in Berlin. Unter Hinweis darauf, dass die Nazis parallel zum olympischen Sportfest, das sie als einzigartige Propagandashow inszenierten, ihre Kriegsvorbereitungen vorantrieben und Menschen ermordeten, argumentierte McGeoch: Die Chinesen sollten erst ihre Probleme klären und sich dann wieder neu um die Spiele bewerben.

„Aber natürlich“, schreibt McGeoch, „durfte ich das nicht laut sagen.“

Er arbeitete deshalb mit einem PR-Guru einen Geheimplan aus, um die Menschenrechtsfrage notfalls als „meine private Waffe“, wie er es nannte, ge-

gen Peking und für Sydneys Olympiaofferte einzusetzen. Unter anderem wollte er eine Menschenrechtsorganisation einspannen und unter deren Label kurz vor der IOC-Session in Monte Carlo ein Peking-kritisches Buch herausgeben mit dem Titel: „Der sogenannte geeignete Kandidat“.

Als jedoch der australische IOC-Vizepräsident Kevan Gosper davon erfuhr, wurde McGeoch gestoppt. „In letzter Minute“, sagt Gosper heute, „habe ich Sydneys Bewerbung gerettet. Wir wären zu weit gegangen, daran habe ich absolut keinen Zweifel.“

Die Australier legten im September 1993 dennoch einen wirkungsvollen Endspurt hin, um Peking zu distanzieren. Am Tag vor der Abstimmung des IOC schlossen sie einen sogenannten Kooperationsvertrag mit dem NOK von Uruguay, später luden sie zwei afrikanische IOC-Mitglieder, Charles Mukora (Kenia) und Francis Nyangweso (Uganda), zum Nachtmahl. Diese beiden Sportkameraden wurden mit je 35 000 Dollar geködert. „Wir haben

nicht wegen der Schönheit unserer Stadt und ihrer Sportstätten gewonnen“, musste der australische NOK-Präsident John Coates Jahre später einräumen. „Es gab andere Faktoren.“ Coates hatte die Last-Minute-Kontrakte abgeschlossen.

Als die Geschichte ruchbar wurde, Anfang 1999, machten die Chinesen kurzzeitig mobil: Die staatliche Jugendzeitung wettete, Peking sei von einer „Gruppe von Dieben“ betrogen worden. Es gebe „keine saubere Erde unter der olympischen Flagge“, solange das IOC nicht „die Ratten“ aus seinen Reihen entferne. Der ehemalige IOC-Vizepräsident He Zhenliang, ein Freund Gospers und eigentlich ein bedächtiger, unaufdringlicher Zeitgenosse, forderte, Sydney müssten die Spiele wieder entzogen werden.

Das IOC aber bezeichnete die Verträge mit den Afrikanern als „perfekt korrekt“. Mukora trat nach anderen Korruptionsdelikten zurück. Nyangweso, der ehemalige Verteidigungsminister des Menschenhändlers Idi Amin, kam ungeschoren davon – und ist noch immer IOC-Mitglied.

Im Juli 2001 in Moskau waren die Chinesen bei ihrem zweiten olympischen Anlauf nicht mehr auf-

zuhalten. Zwar hatte sich das Europäische Parlament gegen eine Vergabe der Spiele an Peking ausgesprochen. Aber derartige Erklärungen lösen im IOC traditionell nur Trotzhaltungen aus. Zwar lieferte Toronto eine technisch bessere, vor allem glaubwürdigere Bewerbung ab als Peking, was Roland Baar überzeugte, der für die Kanadier stimmte. „Fachlich gesehen war Toronto klar besser“, sagt Baar rückblickend. Aber wen interessierte das sonst noch?

Aufs Fachliche und aufs Sportliche kommt es fast nie an bei olympischen Städtteküren, auch wenn die IOC-Granden gern das Gegenteil behaupten. Deshalb konnten in den vergangenen Jahrzehnten Albertville (Winter 1992), Atlanta (Sommer 1996), Nagano (Winter 1998), Athen (Sommer 2004), Turin (Winter 2006) und Sotchi (2014) Olympiastädte werden.

Es entscheiden andere Parameter. Politische. Ökonomische. Persönliche.

1995 allerdings gewann jene Stadt, die in dem aufwendig erstellten Rapport einer IOC-Prüfungskommission Bestnoten erhalten hatte. Seinerzeit ging es um die Olympischen Winterspiele 2002. Der Gewinner hieß Salt Lake City.

Dass die Mormonen-Metropole die Stimmen der IOC-Mitglieder mit millionenschweren Vergünstigungen erkaufte, sollte die Welt erst dreieinhalb Jahre später erfahren: Im Dezember 1998 brach der Hurrikan aus über dem Glaspalast am Château de Vidy in Lausanne, der Zentrale des IOC. Eher durch Zufall wurden erste pikante Details über die Methoden der Olympiabewerber aus Utah öffentlich. In den folgenden Monaten wurde das IOC fundamental erschüttert. Vier Mitglieder demissionierten unter Druck, sechs wurden ausgeschlossen. Präsident Samaranch verlor kurzzeitig die Kontrolle, der Kanadier Richard Pound, ein gerissener Steueranwalt aus Montreal, übernahm das Kommando und rettete das olympische Gremium.

Als Samaranch sich wieder erholt hatte, musste er einen weiteren Schicksalsschlag verkraften: Im September 2000, während der Olympischen Spiele in Sydney, starb seine Frau Maria Teresa. Samaranch war im Sommer 2001, kurz vor seinem 81. Geburtstag, gesundheitlich schwer angeschlagen. Er fühlte sich gar „dem Tode nahe“, wie er seinem langjährigen Hofschreiber anvertraute. Aber er kämpfte.

Er kämpfte für Peking. Denn die Chinesen, die sich nach der Last-Minute-Pleite in Monte Carlo und zahlreichen spektakulären Dopingfällen ihrer Hormon-Armada aufgerappelt hatten, wollten endlich zu ihrem, wie sie meinten, natürlichen Recht kommen und die Spiele ausrichten. Samaranch hatte immer ein Faible für die Chinesen, wie er, der ehemalige Sport-Staatssekretär des Caudillo Francisco Franco, ohnehin eine Neigung zu totalitären Staaten hatte.

Samaranch war es auch, der im März 1982 mit seinem Besuch bei Deng Xiaoping die endgültige Rückkehr Chinas in die olympischen Arenen eingeleitet hatte. Nach der 28 Jahre währenden selbstgewählten olympischen Isolation hatte die Volksrepublik zwar 1980 bereits 24 Athleten zu den Winterspielen nach Lake Placid, US-Bundesstaat New York, geschickt,

Aufs Fachliche und aufs Sportliche kommt es fast nie an bei olympischen Städtteküren.



NOTHELFER

Der kanadische Steueranwalt Richard Pound (o.) übernahm Ende 1998 kurzzeitig das Kommando im IOC, nachdem bekannt geworden war, dass sich Salt Lake City die Olympischen Winterspiele 2002 erkaufte hatte. Auch Sydney war 1993 durch dubiose Verträge, die der australische NOK-Präsident John Coates geschlossen hatte, zu Olympia-Ehren gekommen.

Sponsoren-Rennen

Im olympischen Vierjahreszyklus, der die Winterspiele 2006 in Turin und die Sommerspiele in Peking umfasst, verbucht das IOC wieder Rekorderlöse. Zwölf Unternehmen zahlen im Sponsorenprogramm TOP insgesamt 866 Millionen Dollar: Coca-Cola, Atos Origin, General Electric, Johnson & Johnson, Kodak, Lenovo, Manulife, McDonald's, Visa, Samsung, Omega, Panasonic. Damit erkaufen sie sich exklusive Werbe- und Vermarktungsrechte. Außerdem gibt es sogenannte Supplier-Verträge mit Daimler (Fahrdienst), Mizuno (Kleidung) und Schenker (Logistik).

danach aber die Sommerspiele in Moskau boykottiert. Samaranch sorgte dafür, dass die Chinesen in Los Angeles 1984 erstmals wieder an den Sommerspielen teilnahmen.

Auf seiner Abschiedssession als IOC-Präsident in Moskau, wo er 1980 die Macht übernommen hatte, wollte er vier Ziele verwirklichen: Peking die Olympischen Spiele beschenken, seinen Sohn Juan Antonio Junior ins IOC bugsieren, seinen langjährigen russischen Freund Witalij Smirnow zum IOC-Vizepräsidenten machen – und seinen Günstling Jacques Rogge zu seinem Nachfolger küren.

Die Session geriet zu einer Hommage an den großen Vorsitzenden. Samaranch erfüllte sich alle vier Wünsche – und noch einen fünften: Ein Pingpongspiel mit seiner Liebblingssportlerin, der viermaligen Tischtennis-Olympiasiegerin Deng Yaping.

Innerhalb von nur 13 Minuten zog er am 13. Juli 2001 die Wahl Pekings durch. Diesen aufmüpfigen Deutschen im Fußball, Roland Baar, der unbedingt über Menschenrechte palavern wollte, bremste Samaranch locker aus. Er wollte Geschichte schreiben. Um 17.56 Uhr Ortszeit eröffnete Samaranch die Abstimmung. Um 18.02 Uhr war Osaka als erster von fünf Kandidaten gescheitert. Blieben noch Paris, Istanbul, Toronto und Peking. Oft geht es bis in die letzte Runde, diesmal aber folgte nur ein Wahlgang, dann war die absolute Mehrheit zementiert. Samaranch erklärte um 18.09 Uhr: „Die Olympischen Spiele 2008 sind an die Stadt Peking vergeben.“

Prasselnder Beifall. Der Vorsprung war gewaltig. Von 105 Stimmen erhielt Peking 56, nur 22 Mitglieder

notierten für Toronto. Es war der deutlichste Abstimmungssieg seit langem. 1981 hatte Seoul gegen Nagoya mit 52 zu 27 Stimmen triumphiert.

Über Samaranchs Tabuthema, das die Wahl Pekings bis heute überschattet, wurde in Moskau erst auf der Siegerpressekonferenz geredet. „Wir setzen darauf, dass sich in den nächsten sieben Jahren in China vieles verbessert, auch die Menschenrechtssituation“, erklärte IOC-Generaldirektor François Carrard vorsorglich, noch bevor die Reporter ihre Fragen stellen konnten: „Die andere Variante wäre gewesen, China zu

bestrafen. Das wollte die Mehrheit der IOC-Mitglieder nicht.“

He Zhenliang fabulierte von einer „neuen Ära der globalen Eintracht“. Peking werde das IOC „stolz machen“ auf diese „weise Entscheidung“. Samaranch sagte: „Das IOC hat der Welt einen Gefallen getan. Die Spiele werden China verändern.“

All that Jazz.

Roland Baar nahm derlei Äußerungen wie in Trance zur Kenntnis. Er war schockiert. Er war enttäuscht über viele Kollegen, auch über die anderen beiden deutschen IOC-Mitglieder, die geschwiegen hatten. Über Menschenrechte zu reden hätte doch nichts gebracht, verteidigte sich Walther Tröger: „Es wären nur die üblichen einstudierten Antworten gekommen.“ Thomas Bach variierte zwischen zwei Floskeln: Entweder behauptete er, wegen der strengen Ethik-Regularien sei ihm „die Zunge gebunden“ – oder er schwadronierte über „zwei Denkschulen“ im IOC in Bezug auf Peking.

Baar schrieb noch am selben Abend einen Brief an Samaranch. „Ich habe ihm mein Entsetzen zum Ausdruck gebracht“, erinnert er sich. „Am nächsten Tag habe ich Samaranch im Fahrstuhl getroffen. Er war ziemlich wütend.“

Baar passte einfach nicht in diese Kreise. Sicher, er ist vernarrt in die Olympischen Spiele, hat als Schlagmann des Deutschland-Achters 1992 und 1996 Olympiamedaillen gewonnen. Funktionär zu werden war allerdings kein Fixpunkt in seiner Karriereplanung. Baar stieß nur durch Zufall dazu, als 1999 nach dem Salt-Lake-City-Skandal einige Reformen beschlossen wurden. Seither dürfen die Athletensprecher einige Jahre im IOC wirken. Seine Dienstzeit war 2004 beendet.

Baar brauchte diesen Zirkus nicht. Er berauschte sich nicht an der Macht und den Mächtigen, er führte kein Poesiealbum wie etwa Kevan Gosper, der seine Biografie „Ein olympisches Leben“ nannte und das Cover mit etlichen Promi-Fotos schmückte: Gosper mit Nelson Mandela, Gosper mit Fidel Castro, Gosper mit Prinzessin Anne (selbst IOC-Mitglied), Gosper mit Bill Clinton.

Kevan Gosper, ehemals CEO von Shell Australia, ist seit 1977 IOC-Mitglied. Einige seiner bittersten Momente hat der heutige Chef der IOC-Pressekommission, der 1956 in Melbourne eine Silbermedaille mit der 400-Meter-Lauf-Staffel gewann, im Frühjahr 1980 erlebt: Gosper trat nach der sowjetischen Invasion in Afghanistan dafür ein, dass Australien – wie 42 andere Länder – die Olympischen Spiele in Moskau boykottiert, wurde aber im Vorstand des NOK überstimmt.

Gosper nahm 1980 noch an der IOC-Session teil, auf der Samaranch gewählt wurde. Am Eröffnungstag der Spiele nahm er die Frühmaschine der Aeroflot nach London. Es war sein persönlicher Boykott.

28 Jahre später zählt Gosper als eine Art Kettenhund des IOC-Präsidenten Rogge zu den schärfsten Kritikern der China-Kritiker und zu den Spin-Doktoren des IOC. Er geißelt bei jeder Gelegenheit die „Scheinheiligkeit der Politiker“. Und er, der ehemalige Boykottbefürworter, verteidigt die Entscheidung für Peking. „Der Unterschied zwischen Moskau und Peking ist immens“, sagt Gosper: „Die Sowjets haben damals im Ausland Krieg geführt. Die Chinesen führen keinen Krieg. Sie haben Probleme im eigenen Land, die uns nichts angehen.“

Ein bisschen redet sich Gosper bei diesem Themen in Rage. Er tippt mit dem rechten Zeigefinger energisch auf den Kaffeetisch. Er wartet und schaut, ob der Fragesteller die Botschaft auch verstanden



ORDEN VON SAMARANCH
Der IOC-Präsident dekorierte einst Pekings Bürgermeister Chen Xitong mit einem olympischen Orden. Wegen Korruption gestürzt, wurde Chen 1998 zu 16 Jahren Gefängnis verurteilt.



XINHUA / IMAGO

hat. Dann setzt er nach. „Wir sind nicht für die Lösung der Menschheitsprobleme zuständig“, zischt Gosper, „und wir lassen uns von keiner Regierung etwas diktieren.“

Sein Standpunkt ist im IOC fundamental mehrheitsfähig.

Im Prinzip werden im Frühjahr 2008 dieselben Argumente für oder gegen die Spiele in Peking verwendet wie 1993 oder 2001. „Die Spiele werden China verändern“ lautet die gebetsmühlenartig vorgebrachte These des IOC und seiner Verbündeten. Die Welt – all die ewig kritisierenden Nichtregierungsorganisationen, Exiltibeter, Politiker und Medienvertreter – sei nur noch nicht in der Lage, die Weitsicht des IOC angemessen zu beurteilen.

Das Joint Venture mit der chinesischen Parteiführung wird durchgezogen, koste es, was es wolle. Wann immer nach einem Boykott gerufen wird, schweißst das die Olympier enger zusammen.

Es ist gewiss nicht so, dass alle IOC-Mitglieder – derzeit 110 – weltfremde Leute wären. Ganz im Gegenteil. In diesem einzigartig schillernden Sammelbecken von ehemaligen Sportstars, Adligen, Milliardären, Staatsoberhäuptern, Pensionären, Potentaten, Architekten, Hasardeuren, Konzernchefs, Sportministern, Lobbyisten, Wissenschaftlern, Ölbaronen, Kommunisten, mutmaßlichen Dopern, Bankern, Anwälten, Sportlehrern, Geheimdienstlern, Casino-Betreibern, Rettungsschwimmern, Berufsfunktionären, Managern, Gewerkschaftern, Medien-Mogulen, Hausfrauen, Generälen, Parlamentariern, Nichtsnutzen, Ärzten und Spin-Doktoren versammelt sich beträchtlicher politischer Sachverstand und, wenn man so will, in summa sogar eine außergewöhnliche Weisheit.

Dieser Sachverstand wird stets dem Kerngeschäft untergeordnet. Und dieses Geschäft heißt nicht, obwohl es geradezu spirituell beteuert wird, irgendwelche olympischen Werte zu pflegen und Gutes unter die Menschheit zu bringen. Das Geschäft heißt: die Olympischen Spiele mit ihren vielen Dramen, den kleinen und großen, und all den unvergleichlichen Momenten bestmöglich zu verkaufen.

Nur ist man zu feige, das auch so zu sagen.

„Der Kontostand stimmt dann ganz besonders gut, wenn man seine Geschäftsidee verbinden kann mit einem Konglomerat von scheinbar großen Betrieben, scheinbar großen Ideen wie Frieden, Vereinigung der Welt, Verständigung, Jugend“, sagt der Berliner Philosoph Gunter Gebauer. „Ohne einen solchen Anschein, große Ideen vertreten zu wollen, wäre das IOC nichts anderes als irgendein kleiner Geschäftemacherverein.“

Das IOC will nicht einmal als Weltregierung des olympischen Sports gelten, die es problemlos sein könnte. Es will nur noch alle zwei Jahre Verantwortung für die jeweils gut zwei Wochen währende Showveranstaltung übernehmen. Bei jedem größeren Problem weist man darauf hin, nicht ändern zu können, was die Politik nicht schaffen oder nicht ändern wolle. So ist das auch in der China-Frage.

Das IOC ist kein politisches Gremium, aber es handelt hochpolitisch. Es handelt vor allem aber ökonomisch motiviert, es handelt egoistisch. Seine relative Unabhängigkeit erwächst aus dem Kontostand. Und diese Unabhängigkeit ist unter Rogge gestiegen. Denn Rogge hat, zum Leidwesen mancher Kollegen, die lieber dem Luxus frönen, die Kosten reduziert und inzwischen so hohe Rücklagen gebildet, dass das IOC in der Lage wäre, den Ausfall von Olympischen Spielen zu überstehen.

GESCHÄFTSPARTNER

Der Norweger Gerhard Heiberg (r.), Chef des IOC-Marketingausschusses, begrüßt einen Vertreter des chinesischen Computerkonzerns Lenovo nach der Unterzeichnung eines Kooperationsvertrags.

„Ohne den Anschein, große Ideen vertreten zu wollen, wäre das IOC nichts anderes als irgendein kleiner Geschäftemacherverein.“



DER HERR DER RINGE
IOC-Präsident Samaranch eröffnet die Olympischen Spiele 2000 in Sydney. Sein Favorit war schon damals Peking gewesen, war aber bei der Abstimmung 1993 gescheitert. Es war eine der wenigen Niederlagen in der 21-jährigen Amtszeit des Katalanen.

Es geht hier aber um mehr als um ein Festgeldkonto. Hinter dieser fundamentalen Absicherung verbirgt sich ein Stück IOC-Historie. Denn die schwierigste Zeit hatte das 1894 gegründete IOC in den siebziger und achtziger Jahren zu überstehen. Jene Jahrzehnte waren nicht nur vom Kalten Krieg und von drei großen Olympiaboykotten in Folge geprägt – Montreal 1976, Moskau 1980, Los Angeles 1984. Damals kämpfte das IOC ums Überleben, politisch und finanziell.

Diese Geschichten beten IOC-Mitglieder herunter wie ein Mantra. Dazu gehört auch, dass Samaranch 1981 auf dem olympischen Kongress in Baden-Baden die sogenannte Amateurregel nahezu abgeschafft und die vollständige Kommerzialisierung der Spiele eingeleitet hat. Das ist sein historisches Verdienst.

27 Jahre später präsentiert Rogge, natürlich, Rekordeinnahmen. Erstmals nimmt das IOC im klassischen Vierjahreszeitraum (2005 bis 2008) fast 900 Millionen Dollar von seinen zwölf internationalen Sponsoren ein. Rund drei Milliarden Dollar kassiert es für die Fernsehrechte der Winterspiele 2006 (Turin) und der Sommerspiele in Peking. 92 Prozent dieser Einnahmen werden unter den Olympiaorganisatoren, den 205 NOKs und den 35 olympi-

schen Sportverbänden verteilt. Den Rest behält das IOC.

Und während alle Welt über Peking debattiert, konzentriert sich die IOC-Administration längst auf das nächste Jahrzehnt. Für Vancouver (Winter 2010) und London (Sommer 2012) zahlen allein Amerikaner und Europäer mehr als drei Milliarden Dollar TV-Lizenzgebühren. Mit Samsung wurde bereits bis 2016 abgeschlossen, mit Coca-Cola gar bis 2020. Demnächst wird Gasпром dem Sponsorenprogramm TOP (The Olympic Programme) beitreten. IOC-Marketingchef Gerhard Heiberg, ein Norweger, hat seinen Kollegen auf der Session 2007 in Guatemala verkündet: „Ich fliege nach Moskau und werde sehen, was ich dort rausschlagen kann. Sei es bei Gasпром oder anderen Firmen.“

Solche Botschaften sind wichtig. Zurzeit lässt sich so viel wie nie zuvor heraus schlagen, weil neben den russischen Oligarchen, die bereits die Winterspiele 2014 für die jungfräuliche Skiregion Sotschi akquirierten, auch arabische Scheichs ihre Petro-Dollar im Sportbusiness investieren. Mit Doha, der Hauptstadt des winzigen Wüstenstaats Katar, bewirbt sich erstmals ein arabisches Land um die Sommerspiele. Selbst wenn Doha vom IOC für das Jahr



DYLAN MARTINEZ / REUTERS

2016 aussortiert werden sollte, die nächste Bewerbung der Ölscheichs wird folgen.

Derartige Fragen bestimmen den Horizont der Olympiaverwalter. Peking ist Tagesgeschäft und eigentlich schon vergessen. Es wird schon nichts schiefgehen. Parteidiktaturen garantierten auf ihre Art immer erstklassige Olympische Spiele, das haben schon Hitler und Brezhnev bewiesen. Das liegt in der Natur der Sache.

Sämtliche Kombattanten – das IOC und seine Anhänger, auch die Kritiker der Spiele in China – berufen sich in der aufgeregten Diskussion gern auf die Olympische Charta. Doch hat jeder, der mit diesem Schriftsatz argumentiert, die Charta aufmerksam gelesen?

Der Charta sind wenige „fundamentale Prinzipien des Olympismus“ vorangestellt. Da heißt es unter anderem, jede Form der Diskriminierung aus Gründen von Religion, Rasse oder Politik sei unvereinbar mit der olympischen Bewegung. Konkreter aber wird es kaum. Die Vokabel „Menschenrechte“ taucht in dem Papier nur einmal auf. Einmal auf 105 Seiten: „Die Sportausübung ist ein Menschenrecht.“ Von weiteren Menschenrechten ist nicht die Rede.

Es ist deshalb eine Mär zu behaupten, die Charta sei ein Manifest des Humanismus. Die Charta ist auch keine Menschenrechtsresolution der Vereinten Nationen, das schon gar nicht.

In der Charta werden lediglich die Geschäftsbedingungen eines Olympiakonzerns festgeschrieben. Denn im Prinzip ist das IOC doch vor allem eines: ein höchst profitables, globales Franchise-Unternehmen.

Die Olympischen Spiele mit all ihren Insignien und Symbolen sind Eigentum des IOC, also des Franchise-Gebers, der alle zwei Jahre den Franchise-Nehmern, den Ausrichtern der Winter- und Sommerspiele, die regionale Nutzung seines Geschäftskonzeptes erlaubt. Im Kern läuft das kaum anders ab als bei Fast-food-Ketten, wo nach genau festgelegter Rezeptur produziert werden muss. Mit der olympischen Rezeptur beschäftigt sich die Charta vor allem.

Der Franchise-Geber IOC verlangt schon bei der Bewerbung um einen Franchise-Vertrag die bedingungslose Unterwerfung. So wurde beispielsweise während der tolpatschigen Offerte Leipzigs um die Sommerspiele 2012 schnell noch ein deutsches Olympiaschutzgesetz verabschiedet. Ohne eine derartige markenrechtliche Regelung im Sinne des IOC kommt kein Franchise zustande.

Die Geschäftsbedingungen des Olympia-Franchise sind deckungsgleich mit der Charta. Der eigentliche Franchise-Vertrag, den das IOC unmittelbar nach der Olympiavergabe mit den Franchise-Nehmern schließt, nennt sich Host-City-Contract. Regel Nummer eins darin lautet: Der Franchise-Nehmer trägt das volle

finanzielle Risiko des olympischen Abenteuers. Was immer passiert: Das IOC ist nicht regresspflichtig.

Es ist absurd anzunehmen, im Host-City-Vertrag mit Peking sei von Menschenrechten die Rede.

Darum geht es überhaupt nicht. Entscheidend ist, dass die Chinesen vom 8. bis 24. August perfekte Rahmenbedingungen für die Produktion der Fernsehbilder bieten. Den Rest erledigen dann die IOC-Fernsehleute um Chefregisseur Manolo Romero, 67, der seit vier Jahrzehnten die Olympia-Show inszeniert. Auch Romero ist ein langjähriger Vertrauter Samaranchs – beide sind Katalanen. Romero hat etliche Emmy Awards gewonnen für seine Künste und ist als Direktor der IOC-Firma Olympic Broadcasting Services bis 2012 für die TV-Übertragungen verantwortlich.

Er ist ein Profi. Er weiß, worauf es ankommt. Auf die Bilder. Auf Freud und Leid, Schmerz und Tränen. Auf die Inszenierung. Das Fernsehen wird's schon richten. Denn Bilder wirken mehr als Worte.

Und wenn Manolo Romero tatsächlich Bilder von demonstrierenden Sportlern abliefern sollte, wird es den IOC-Geschäften garantiert nicht schaden.

Dann wird es heißen: „Seht, das sind die olympischen Werte.“ ♦

Kleiderordnung

Bei der Eröffnungsfeier am 8. August im Pekingener Olympiastadion werden die männlichen deutschen Athleten in einem silberfarbenen Leinenanzug mit weißer Leinenhose einmarschieren, die Frauen in einer cranberryfarbenen Jacke und einem weißen Rock oder einer weißen Hose. Vorn an der Tracht wird eine kleine Brosche befestigt sein – sie zeigt den Bundesadler.

Die Vokabel

„Menschenrechte“ taucht in der Olympia-Charta nur einmal auf: „Die Sportausübung ist ein Menschenrecht.“